

Wie bringe ich meinen Chor in die Zeitung? Pressearbeit für Musikvereine

Einleitung: Musik in die Artikel!

„Wer einen Bericht über Landwirtschaft liest, muss dabei die Erde riechen. Bei einem Text über ein Koch-Event muss einem das Wasser im Mund zusammenlaufen. Und ein Artikel über ein Konzert, der muss die Töne klingen lassen. Als sowohl Chorleiter als auch Zeitungsredakteur vermisse ich dies bei fast allen Konzert- und Chorberichten, die ich auf den Tisch bekomme.“ So begann ich einen Leserbrief, der in der „Neuen Chorzeit“, der Zeitschrift des Deutschen Chorverbandes, in der Ausgabe Mai 2010 abgedruckt wurde. Mein Anliegen dabei: „Bringt Musik in die Artikel, wenn ihr über Musik schreibt!“

Dies ist auch mein Hauptanliegen in diesem Referat: Musik in Artikel über Musik zu bringen. Dies ist es, was solche Artikel nicht nur dem Thema angemessen macht, sondern auch interessant und lesenswert – auch für jemanden, der nicht bei dem Auftritt zugegen war. Es ist dies nämlich eine typische Hürde bei Redakteuren, die nicht von sich aus der Musik hold sind. Sie fragen sich: Warum soll ich den Text abdrucken, wenn er nur die Handvoll Leute der Mitwirkenden und des Publikums interessiert? Die Doppeldeutigkeit meines Referatstitels „Wie bringe ich meinen Chor in die Zeitung?“ (1. „Wie schaffe ich es, dass er in die Zeitung kommt?“ – 2. „Auf welche Weise bringe ich ihn in die Zeitung?“) läuft wieder in einem Sinn zusammen: Wenn ich gut und interessant schreibe, sind die Chancen auch groß, dass der Artikel gedruckt wird. Ich kann aus eigener Erfahrung sagen: Nichts ist dem Redakteur lieber als gutes Material, in das er keine Arbeit mehr stecken muss!

Musik in Artikel über Musik bringen: Alle sonstigen journalistischen Ratschläge, die weiter unten ihren Platz haben sollen, ordne ich diesem Anliegen unter. Denn was nützt es, dass etwa alle „großen Ws“ beachtet werden (wer, wann, was, wo), wenn diese wie in einem Protokoll abgearbeitet werden? Wie häufig liest man Anfänge wie diesen: „Am soundsovielten veranstaltete der Chorverein Soundso sein jährliches Jahreskonzert in der Soundsohalle. Zu Beginn begrüßte der Hausherr X. den Chor und bedankte sich, dafür, dass der Verein schon häufig sein Haus beehrt habe. Es folgte ein Grußwort von Y., der ebenfalls seinen Dank aussprach. Nun konnte das Konzert beginnen. Auf dem Programm standen Lieder von...“ Das Dergleichen nicht klingt, das hört man.

Wie aber kann Musik in Texte kommen, da diese ja naturgemäß keine Töne von sich geben? Ich möchte dazu drei Herangehensweisen vorschlagen, die einander ergänzen: den Anfang als Overtüre begreifen, den Textaufbau als Komposition und die Sprache als Musik.

Der Anfang: Ins Thema springen

„Es bleibt vergeblich jede Schrift, wenn man zuerst daneben trifft“, hat Eugen Roth geschrieben. Der Anfang ist das Wichtigste bei jedem Text – nicht nur bei musikalischen Themen. An ihm entscheidet sich, ob das Interesse des Lesers geweckt und er zum

Weiterlesen angeregt wird. Erhält der Text am Anfang zunächst Rahmeninformationen, wird das den Leser nur interessieren, wenn er schon besonderes Interesse an gerade dieser Veranstaltung mitbringt. Selbst ein Musikliebhaber wird nicht weiterlesen, wenn er nicht bei dem Konzert zugegen war. Es muss deshalb gleich zu Beginn vermittelt werden: Hier wird etwas Spannendes berichtet, und der Schreiber, oho, versteht etwas davon!

Es muss von Anbeginn klar sein, um was es dem Autor geht. Deshalb muss er gleich mitten ins Thema springen und darf sich nicht mit begleitenden Umständen aufhalten. Es ist ein Irrglaube zu meinen, man müsse einen Leser erst vorbereiten und langsam heranzuführen. Diesen Wunsch hegt nicht der Leser, sondern der ungeübte Schreiber – er hat nämlich häufig das Bedürfnis, sich erst einmal warmzulaufen. Auch die Ouvertüre eines Musikwerkes spannt ja das Thema auf und ergeht sich nicht in eine Reihe von Fingerübungen zum Warmmachen.

Das Subjekt der Geschichte

Was aber ist das Thema eines Artikels? Die Antwort auf diese Frage liegt nicht immer sofort offen zutage. Sicherlich, in unserem Fall geht es um einen Chorauftritt, der stattgefunden hat. Aber es lohnt sich, dies genauer zu fassen. Für mich ist immer eine hilfreiche Frage zur Anfangsgestaltung: Wer ist das Subjekt der Geschichte? Es ist offensichtlich, dass dies nicht der Auftrittsort ist (es sei denn, es gälte vor allem, diese Kirche oder Halle zu feiern, und das Konzert wäre nebensächlich). Es ist gewiss nicht der Bürgermeister, der das Grußwort hält, und wenn er es noch so gerne wäre. Es ist auch nicht das Publikum, auch wenn dieses natürlich ein elementarer Bestandteil des Ereignisses ist. Der Chorleiter ist es auch nicht. Ist es der Chor? Wir sind der Sache schon näher. Ich bin aber der Überzeugung: Das Subjekt der Geschichte ist die dargebrachte Musik.

Was hat uns diese Fragestellung eingebracht? Wir werden nun davon Abstand nehmen, am Anfang des Artikels einen Satz über den Ort, den Bürgermeister, den Chorleiter, den Chor zu schreiben, sondern versuchen, die Musik erklingen zu lassen. Dies wird uns zu völlig unterschiedlichen Worten greifen lassen, je nachdem ob es sich um eine Messe, einen Kinderauftritt, ein Gospelkonzert oder ein Barbershop-Medley handelt, – während sich bei Anfängen, die sich mit Regularien aufhalten, einer wie der andere anhört, nur die Eigennamen und Titel sind ausgetauscht.

Im Anhang habe ich Beispieldanfänge einiger meiner Artikel aufgeführt. Doch auch den Anfang dieses Referates habe ich in diesem Sinne komponiert: Mit meinem Hauptanliegen „ein Artikel über ein Konzert muss die Töne klingen lassen“. Zwar steht dies nicht ganz am Anfang des ersten Satzes, doch an dessen Höhepunkt – an dritter Stelle (ähnlich wie im Märchen: „Heißest du etwa Hinz? Heißest du etwa Kunz? Heißest du etwa Rumpelstilzchen?“). Die beiden Beispiele zuvor – aus der Landwirtschaft und der Kochkunst führen nicht vom Subjekt weg, sondern spannen gleichsam einen Bogen und lassen den Pfeil fliegen.

Das Ende des Anfangs: die Regularien

Nun ist freilich auch etwas Handwerkszeug zum Einsatz zu bringen: Außer dem Sprung ins Thema muss der Anfang auch Ross und Reiter nennen. Die meisten Anleitungen zur Pressearbeit nennen die „vier großen Ws“: wer, wo, was, wann. In diesem Fall: Wer tritt auf?

Wo geschieht es? Unter „was“: Wie heißt das Konzert? Bei „wann“ ist die Einschränkung zu machen: Dies gilt nur für eine Vorankündigung. Bei einem bereits stattgefundenen Ereignis kann dies allgemein gehalten werden (vergangene Woche, vor Kurzem, Anfang April) oder sogar ganz weggelassen. Überflüssig und deshalb störend ist es hier, ein genaues Datum zu nennen.

Diese Angaben sollen, wie oben dargelegt, nicht am Anfang des Anfangs stehen, sondern ein paar Sätze weiter. Bei Zeitungsartikeln gibt es meist einen fett gedruckten sogenannten Vorspann, der so etwa zwischen drei und zehn Sätze lang sein sollte. An dessen Schluss ist der beste Platz für diese Regularien. Fehlen dürfen sie in diesem Beginn keinesfalls. Das klingt trivial, aber man glaubt kaum, wie oft Texte vorgelegt werden, bei denen einer oder mehrere diese Ws vergessen wurden – oder sie kommen weit, weit unten im Text. So lange hätte der Leser lesen müssen, ohne zu wissen, um wen und was es eigentlich geht! Man darf nie vergessen, dass man nicht für Eingeweihte schreibt. Der Leser weiß nicht schon all das, was wir wissen.

Im Anhang dieses Referats findet sich eine Zusammenfassung, was alles in eine Ankündigung hinein muss. Viele dieser Hinweise treffen auch auf den Nachbericht eines Konzertes zu, zum Beispiel dass Namen vollständig mit Vornamen angegeben sein müssen oder dass ein Autor für den Artikel kenntlich zeichnet. Diese Regularien sollen hier nicht weiter vertieft werden.

Der Hauptteil: Weg vom Protokoll

Der Anfang des Artikels ist gemacht – wie geht es weiter? Natürlich wird bei einem Konzert hauptsächlich von dem dargebrachten Repertoire zu berichten sein. Auch die Reaktion des Publikums – wir erinnern uns, es ist elementarer Bestandteil des Ereignisses – wird an irgendeiner Stelle erwähnt werden.

Die einfachste Version des Berichtes ist die chronologische Erzählung des Ablaufs. Sie hat eine solche Sogkraft, dass ihr so gut wie alle ungeübten Schreiber erliegen. Bei einem Konzert wird man tatsächlich ohne einen chronologischen Faden nicht auskommen, schließlich sollen die dargebrachten Stücke besprochen werden, bei einem titelreichen Auftritt zumindest die wichtigsten und repräsentativen. Wichtig ist allerdings, dass wir bei der Musik bleiben. Wir haben oben schon gesehen, dass vormusikalische Ereignisse wie Begrüßungen etc. am Anfang des Artikels nichts zu suchen haben, auch wenn sie am zeitlichen Anfang des Konzertes standen. Desgleichen sind Pausen oder abschließende Danksagungen für uns nicht von Belang. Niemand verlangt ein Protokoll von uns, wir sind hier nicht vor Gericht und müssen auch keine Rechenschaft ablegen. Und wenn wir den Einfall haben, ein musikalisches Ereignis aus der Mitte des Programms an den Anfang des Textes zu stellen oder am Schluss einen Brückenschlag zu einem Lied am Beginn des Konzertes zu machen, weil wir damit einer bestimmten Idee folgen – nur zu!

Möglichkeiten: Repertoire, Werksgeschichte, Konzertkritik

Im Wesentlichen werden wir aber wohl meist dem Programmverlauf folgen. Doch wie tun wir das? Der Protokollführer würde nun abspulen „Zu Beginn sangen sie dies von Demunddem, dann folgte ein Soundso von Demunddem“, und so weiter, vielleicht, wenn er wohlgesinnt ist, wird er hinzufügen „das Publikum klatschte begeistert“ oder „was für viel Applaus sorgte“.

Das Ergebnis ist eine reine Titelreihung. Was hat der Leser davon außer einer Bestätigung der Programmfolge? Wieder klingt hier der Zwang zum Rechenschaftsbericht durch. Wenn es hochkommt, sagt mal ein Leser: „Ach guck, das singen die auch!“

Manche Schreiber suchen diesen Leerraum zu füllen, indem sie Werksgeschichte einbauen. Nichts gegen ein bisschen erklärenden Hintergrund, doch ist das nicht eigentlich unser Thema. Was hat die Werksgeschichte mit diesem Abend zu tun? Sie erzählt uns nichts darüber, wie da die Stimmung war, noch nicht einmal, wie die Leute gesungen haben.

Musikkundige Journalisten stürzen sich auf die Darbietenden und besprechen ihre spezielle Interpretation der Stücke und wie gut ihnen diese gelungen sei. Manche Konzertkritiker sind brillant, andere überschlagen sich in grotesken Formulierungen, die regelmäßig Eingang in die wöchentliche Stilblütensammlung „Hohlspiegel“ der Zeitschrift SPIEGEL finden.

Koncertkritik – wer sich das zutraut, soll es gerne tun. Gleichwohl möchte ich auf zwei Aspekte dabei hinweisen: Zum einen: Es ist möglich, dass eine Konzertkritik gut die musikalische Stimmung des Konzertes wiedergibt, sie kann aber auch daran vorbeirauschen. Dies sollte man immer im Blick haben. Zum anderen, und noch wichtiger: Es gibt zu Recht eine Tabuzone der Musikkritik, was Laiendarsteller angeht, ganz besonders Kinder. Wer ehrenamtlich und notgedrungen unvollkommen Musik aufführt, den darf man nicht öffentlich in die Pfanne hauen, auch wenn es wirklich schlecht geraten ist. Die Gründe dafür sind so offensichtlich, dass ich sie nicht auszuführen brauche.

Doch zieht das auch Probleme nach sich: Was tun, damit andererseits das Lob einer Laiengruppe nicht schal ausfällt – nach dem Motto „es musste ja sowieso gelobt werden“? Ich halte es so, dass ich begeisterte Worte nur dann wähle, wenn es meiner Ansicht nach wirklich gut war, und mich bei „schlechten“ Darbietungen allgemein halte, aber nicht kritisiere. Vielleicht gebe ich dann wirklich nur das Repertoire wieder. Soll ruhig der eine oder andere die verdeckte Kritik darin erkennen! Den meisten Lesern wird es nicht auffallen. So viel Zugeständnis an Tadel muss sein, da sonst kein Lob mehr von Herzen käme. Ein schwieriger Fall sind in der Tat diejenigen (Erwachsenen-)Chöre, die einen professionellen Anspruch vor sich her tragen und auch als Profis behandelt werden wollen, zugleich aber die Schonung der Laienchöre in Anspruch nehmen, wenn es nicht so gut läuft. Hier wird der Schreiber immer im Dilemma sein, und Ärger ist vorprogrammiert. Vollprofis hingegen müssen sich der öffentlichen Kritik stellen, ansonsten sind sie keine.

Das musikalische Stimmungsbild

Es gibt allerdings für den Schreiber einen Ausweg, bei dem er solche Dilemmas wenn nicht ganz vermeiden, so doch entschärfen und in eine hintere Reihe verweisen kann, und nun komme ich zu der von mir favorisierten Herangehensweise: das musikalische Stimmungsbild des Abends wiederzugeben. Hierbei – wie kann es anders sein – steht die Musik als Subjekt im Mittelpunkt. Wie klingen die Stücke? Welcher Art sind sie? Traurig, heiter, rauschhaft, düster? Das lässt sich noch weiter in Bildern ausmalen: „ein ernster Tanz wie von Bauern in schweren Stiefeln“, „eine Lerche in höchsten Tönen, die nicht weiß, ob sie jubilieren oder klagen soll“, „ein sanftes Wiegenlied, das immer mehr in einen Albtraum abgeleitet“ – die Vielfalt der sprachlichen Bilder ist so unendlich wie die der Musik. Auf diese Weise muss man nicht darauf herumreiten, wie gut die Interpreten waren, sie werden's schon gut gemacht haben. Auf diese Weise ist es glaubhaft, wenn am Ende steht, dass das Publikum begeistert war, ohne dass man lapidar verkünden muss, „es wurde schön gesungen“.

Selbst wenn ein anderer Zuhörer keine Bauernschuhe und keine Lerche gehört hat, macht das nichts – es kommt etwas ‘rüber von dem Abend. So wird auch der Artikels zu einer Komposition des Autors.

Sprache als Musik

Stumme Buchstaben sind keine Musik, das wissen wir. Doch wir wissen auch, dass Sprache der Musik verwandt ist. Beides sind akustische Ausdrucksweisen des Menschen, Rhythmus ist ihnen gleichermaßen zu eigen, Melodie ebenfalls, auch wenn diese bei der Sprache weniger im Vordergrund steht und sich von Text auf Papier nicht vermitteln lässt. Der Rhythmus teilt sich hingegen auch auf Papier automatisch mit. Dies sollten wir bedenken, wenn wir Sätze über Musik formulieren: dass sie nicht unbeabsichtigt holperig ausfallen.

Wenn Goethe im Faust geschrieben hätte „So lange der Mensch strebt, irrt er“, hätte er haargenau dasselbe gesagt wie mit dem Satz „Es irrt der Mensch, so lang er strebt“. Doch welcher Unterschied im Klang! Wir sind sicher nicht so gut wie Goethe, aber wir tun gut daran, umständliche Sätze zu entrümpeln. Dazu hilft ungemein, sich den eigenen Artikel selbst laut vorzulesen. Man merkt gleich, was unschön ist.

Dabei kommt es nicht auf die Länge der Sätze an. Einige Ratgeber zur Pressearbeit empfehlen nur kurze Sätze, manche geben sogar eine maximale Wort- oder Buchstabenanzahl an. Ich halte das für völligen Unsinn. Kleist oder Thomas Mann konnten hinreißende Sätze über ganze Seiten hinweg formulieren. Abträglich ist nicht die Länge, sondern die Umständlichkeit. Der Leser muss gedanklich durch den Satz geführt werden wie an einer Hand. So dass er bei jedem Komma oder Einschub denkt: Aha, richtig, ich verstehe! Und nicht nach der Masche „es ist nun so, aber andererseits auch nicht, wenn es so wäre, dass, und überhaupt...“. Hierzu könnten kundige Probehörer ein Urteil abgeben.

Entrümpeln kann man einen Satz oft schon, indem man ihn einfach umstellt. „Der Präsident stellte den Jubilar, der sich besonders um den Verein verdient gemacht hatte, indem er sich jahrelang ehrenamtlich betätigte, vor.“ – „Der Präsident stellte den Jubilar vor, der sich besonders um den Verein verdient gemacht hatte. Jahrelang hatte er sich ehrenamtlich engagiert.“

Eine weitere Entrümpelung betrifft überflüssige Füllwörter. Im Eifer des Gefechts fließt ein Unmenge von „dann“, „und“, „nun“, „aber doch“ ein, die man wieder herausputzen muss. Am besten frage man sich: Bringt dieses Wort oder dieser Satzteil eine neue oder genauere Information oder trägt er zur Atmosphäre bei? Wenn nicht, dann raus damit!

Der Schluss: Finale oder Aufhören?

Wir kommen nun zum Schluss. Der Schluss ist nicht so wichtig wie der Anfang – schon deshalb, weil das Ziel, dass der Leser alles liest, an diesem Punkt erreicht ist. Aber ganz unwichtig ist er nicht, trägt er doch dazu bei, wie der Artikel beim Leser nachschwingt. Sieht man einmal von ganz kurzen Formaten wie Veranstaltungsankündigungen ab, wo am Ende naturgemäß eine Kontakttelefonnummer oder dergleichen steht, so lohnt auch der Schluss eine kompositorische Überlegung.

Oft kranken Artikel daran, dass sie keinen richtigen Schluss haben, sondern einfach aufhören, weil es nichts mehr weiter zu sagen gab oder der Platz ausgeschöpft war. Das hinterlässt ein schales Gefühl. In der Musik endet ein Stück mit der Tonika. Was entspräche dem bei einem Artikel?

Wählen wir die chronologische Variante, so steht am Schluss ein Satz wie „Zum Abschluss gab es viel Applaus“. Das ist nicht unbedingt schlecht, manchmal gibt es nichts Besseres. Aber es lohnt sich die Überlegung: Gibt es etwas im Text vorher Bearbeitetes, zu dem noch einmal eine Brücke geschlagen werden kann? Hatte das Konzert ein bestimmtes Thema – entweder dezidiert oder aus Sicht des Schreibers – das man hier abrunden könnte? Wurde eine ausgesprochene Erwartung erfüllt – oder eben nicht? Ein paar Beispiele aus Artikeln von mir finden sich im Anhang.

Besonders unglücklich ist es, wenn der Schreiber – bewusst oder unbewusst – schon einen guten Schluss gefunden hat und ihn durch einen Nach-Schluss entwertet. Zum Beispiel durch den Satz „Es war ein wirklich schöner Abend, an den wir noch lange zurückdenken.“ Das ist, als würde nach dem Tonikaakkord noch weitergedudelt.

Nein, wenn Schluss ist, ist Schluss.

Anhang I: Beispielanfänge und -schlüsse von einigen meiner Artikel

Weihnachtslieder aus Kindermund erschallen in Kaufhäusern und auf Märkten und verbreiten Stimmung. Aber wie viele Kinder singen noch selbst zu Hause? Kennen sie viele Lieder? Werden sie zum Singen ermuntert? Oder wird es ihnen verleidet, weil es angeblich nicht schön klingt? Auf dass zumindest in Kindergärten viel gesungen wird, hat der Deutsche Chorverband die Auszeichnung „Felix“ ins Leben gerufen.

Sie singen von den „zwei kleinen Wölfen“ und von der „Raupe Nimmersatt“. Sie singen von ihrer besten Freundin: „Super-trouper, ja ich find dich super, weil du so nett bist“ Beim Kindergruppensängerfest in Groß Vollstedt zeigten vier Kinderchöre aus der Region, was sie draufhaben – und das ist eine ganze Menge!

(Schluss:) „Kinder müssen auf ihre Chorleiter fliegen“, meinte Lars Thomsen, Präsident des Sängerbundes Schleswig-Holstein, in Groß Vollstedt. Wer da auftrat, der zeigte: Bei uns ist das so!

Leidenschaft in der Stimme zeigen diese starken Charaktere, die miteinander ringen, sich erbittert bekämpfen, schmerzhaft unterliegen, sich befreien. Doch ihre Kämpfe – das ist kein Widerspruch – klingen in hervorragendem Zusammenspiel. Solisten, Chor und Orchester sind perfekt aufeinander eingestimmt. Ein gewaltiges musikalisches Erlebnis präsentierte die Staatsoper Stettin mit der Verdi-Oper „Nabucco“ auf dem Bad Schwartauer Markt.

(Schluss:) Schließlich fallen die Fesseln, die ohnehin nicht sehr fest gebunden sind. Abigaille hat noch einen Verzweiflungsauftritt. Ohne ihre Stimme hätte auch was gefehlt am Schluss. Als Zugabe gab's noch einmal „Va pensiero“.

Das Licht geht aus. Nur die Kerzen scheinen bei der kleinen Marienstatue. Es wird still im Raum und bleibt minutenlang so. Dann ertönt vorne eine jubelnde Melodie über einem einzigen auf der Fiedel gestrichenen Ton. Obertöne vibrieren im ganzen Raum. Es musiziert der Chor als Instrument mit: der gebaute Chor aus Steinen.

Brass ist Messing, Brass ist Blech. Ein Wasserhahn kann „brass“ sein oder eine Trompete, aber auch ein fetziges Swing-Stück oder ein Allegro von Händel. Brass heißt aber auch „unverschämt“. „Suchen Sie es sich aus“, schlug Jörg Coburger, Leiter des „Brass Collegiums Chemnitz“, dem Publikum vor.

Das ist kein liebliches Spiel, was die vier jungen, eher zart gebauten Frauen da vollziehen, sondern geballte musikalische Kraft, und das in perfektem Zusammenklang. Am Anfang ein ausgesprochen schwermütiger Mozart (...). Die erste Geige versucht verzweifelt, nach oben zu jublieren, doch wütende Dämonen geben sie nicht frei. Vom ersten Takt an schlug das Infiando-Quartett die Zuhörer im Salzauer Herrenhaus in Bann.

Ein weißer Kontrabasskasten wird aufgefahren. Heraus steigt ein junger Japaner und improvisiert als Mime zu Klängen und Licht. Noch mehrmals wird Tadahiro Masujima an diesem Abend den stummen Clown geben, bevor er zeigt, dass er auch singen kann – und wie! Doch zunächst wird die Bühne von einer 22 Mann starken Truppe gestürmt, die aus lebhaftem Plaudern nahtlos einen volltönenden Chor bildet – Auftakt zu einem „Musikalischen Wahnsinns-Spaß“ in der Ratekauer Feldsteinkirche.

Gleich am Anfang des Konzertes wurden Maßstäbe gesetzt: Mit dem Intro aus Verdis „La Traviata“ zeigte Pianist Jan Kirschnick, was er und der Flügel herzugeben imstande sind, dann

demonstrierte Luis de Rio, was ein Napolitaner unter Liebe versteht – mit einer Stimmfülle, die für unsere Ohren eher wie eine Drohung an die Angebetete klingt.

(Schluss:) Ein „Vater unser“ des Amerikaners R. Melotte: „Die Mutter Gottes wird oft besungen, für Gottvater gibt es kaum Lieder, erklärte Johannes Groß. „Hier wird der Herrgott so gepriesen, wie er es verdient hat.“ Männer unter sich!

Vielleicht lag es daran, dass der vor dem Altar angetretene Chor erst fünf Minuten das Ende des Glockengeläuts abwarten musste – das brachte innerliche Sammlung. Anschließend bot der Männergesangsverein Arion in der Reinfeldler Matthias-Claudius-Kirche sein bestes Konzert seit langem, wenn nicht seit je.

(Schluss:) Unnötig allerdings, dass der Dirigent das Publikum warnte: „Wir garantieren für nichts.“ Ein Chor braucht keine Entschuldigung dafür, dass er auftritt, auch nicht vom Dirigenten, und schon gar nicht, wenn er eine solche Leistung zeigt. Mit diesem Konzert hat sich der Arion eine Klasse höher gesungen.

Jazz kann Nahrung für die Seele sein. Nicht so wie Sahnetorte, sondern eher wie gutes, kross gebackenes Schwarzbrot. Das bewiesen die Mitglieder der Big Band Bad Schwartau, als sie im Forum des Gymnasiums am Mühlenberg ein Konzert gaben.

„Wir kommen in Frieden“ – dieser Titel legt es geradezu darauf an, misstrauisch zu machen. Und tatsächlich – friedlich ist die A-cappella-Gruppe „Basta“ zwar, aber nicht ohne Gemeinheiten. In der Lübecker Musik- und Kongresshalle trug sie die genüsslich vor.

(Schluss:) Umso bedauerlicher, dass die Akustik dabei zu wünschen übrig ließ. Dass dieser Mangel nicht auf das Konto der Gruppe ging, wurde spätestens deutlich, als sie als Zugabe vom Seitenrang aus sang, ohne Technik. „So wie wir damals angefangen haben, als Straßenmusiker.“

Düster fing es an, das Kyrie eleison über den rasch fortschreitenden Klavierpassagen, fortgesetzt in der seufzenden Klage „Christe eleison“. Düster blieb die Stimmung der „kleinen feierlichen Messe“ von Gioacchino Rossini über weite Teile und kontrastierte dabei eigentümlich mit den spielerischen musikalischen Formen. Rossini hat eine Messe geschaffen, die „unser menschliches Schicksal anbetend ausschreitet zwischen Himmel und Erde“, wie es Pastor Lutz Tamchina in seiner Begrüßung formulierte.

(Schluss:) „Einen leichten Zugang zum Himmel“ hatte sich Rossini laut Pastor Tamchina mit der „Petite messe solennelle“ gewünscht. Leicht hat er es sich dabei nicht gemacht.

„Le chant des oiseaux“ – der Gesang der Vögel – so lautete nicht nur der Titel eines der Lieder, so könnte der ganze Abend beschrieben werden. „Wann hat man schon so viele lupenreine Stimmen auf einmal beisammen?“, schwärmte eine ZuhörerIn. 58 Sängerinnen und Sänger von neun Vocalensembles hatten sich fünf Tage lang vervollkommnet – als Schüler bei den King Singers aus England. Sie alle zeigten ihr Können beim Abschlusskonzert ihres Kurses im ausverkauften großen Saal der Lübecker Musikhochschule.

(Schluss:) Zwar kann nach einem solchen Vorlauf kaum etwas „noch besser“, geraten, aber vielleicht eine Spur leichter, runder, lockerer, anstrengungsloser. Das gelang den Meistern und wurde ihnen von Herzen gegönnt. Den Abschluss bildete wie immer Josef Gabriel Rheinbergers „Abendlied“, nach Lukas 24:29, zu dem alle auf die Bühne kommen. „Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden.“

Anhang II: Kurzer Leitfaden

Was ist bei einer Ankündigung oder einem Artikel zu beachten?

- Die vier großen Ws: wer, wo, was, wann? Also Datum, Uhrzeit, Ort der Veranstaltung, wer veranstaltet bzw. tritt auf?
- Eintrittspreis – oder Eintritt frei, ggf. Vorverkaufsadresse
- Alle Namen mit Vornamen ausschreiben
- Intern gebräuchliche Abkürzungen vermeiden oder sie einmal ausschreiben
- Einige wenige Fotos begeben: digital, als separate Dateien (nicht in den Text eingefügt), mindestens 500 kB. Im Text angeben, was und wer auf dem Foto zu sehen ist (bei wenigen Personen: vollständige Namen, von links nach rechts). Fotograf angeben
- Wer zeichnet für den Artikel? Name, Adresse und Kontakttelefonnummer für Rückfragen angeben
- Rechtzeitig schicken, mindestens 14 Tage vor Veranstaltung

Beim Sprachstil:

- Das Wichtigste zuerst, gleich ins Thema springen
- Für die Gestaltung des Anfangs fragen: Wer oder was ist das Subjekt der Geschichte?
- Füllwörter vermeiden, die keine Information bringen und nichts zur Atmosphäre beitragen
- Wertende Superlative und Überschwänglichkeiten vermeiden
- Fragen: Könnte das jemanden interessieren, der nicht dabei war?
- Floskeln vermeiden („Für das leibliche Wohl ist gesorgt“)
- Nicht in Wir- oder Ich-Form schreiben, das klingt nach Schulaufsatz
- Den Leser nicht direkt anreden („Wir laden Sie recht herzlich ein“)
- Keine Aufforderungen („Kommen Sie!“)

Umgang mit Journalisten

Manchmal ist es sinnvoll, Reporter zu einem gesonderten Pressegespräch einzuladen, bei dem eine künftige Veranstaltung, das Jahresprogramm oder Besonderheiten und Neuigkeiten der Vereinsarbeit vorgestellt werden sollen. Oft erweist es sich, dass der Verein dies aus Unwissenheit für die Reporter ungünstig gestaltet und damit ihre Arbeit eher behindert als fördert. Deshalb sollte bei Einladungen an die Presse Folgendes beachtet werden:

- Wartezeiten vermeiden. Reporter haben wenig Zeit. Deshalb zu einem Zeitpunkt einladen, wo etwas Entscheidendes passiert und Ansprechpartner für sie da sind. Wartezeit ist für sie verlorene Zeit. Es macht es auch nicht besser, wenn sie währenddessen bewirtet werden.
- Reporter wollen arbeiten und nicht essen. Überhaupt wird Bewirtung weit überschätzt. Kaffee, Wasser und ggf. ein paar Kekse nebenbei reichen vollkommen aus.
- Einen Ansprechpartner zur Verfügung stellen, der für den gegebenen Zeitraum (Viertelstunde bis Stunde je nach Anlass) wirklich Zeit hat und nicht ständig von außen angefragt wird, weil er gleichzeitig Gäste begrüßen, etwas anderes organisieren oder Dergleichen muss. Nicht mehrere Ansprechpartner, die einander ins Wort fallen und gleichzeitig reden wollen.
- Eine Seite Zusammenfassung des Wesentlichen vorbereiten, nicht mit mehrseitigem Schriftwerk überhäufen. Dies wird nicht gelesen.
- Reporter brauchen einen dezidierten Anlass für einen Artikel, und nur einen. Deshalb ein Kernthema wählen, nicht mehrere Themen unterzubringen versuchen, „wenn er schon mal da ist“. Lieber öfter zu Themen einladen.
- Deutlich machen, wenn Gesagtes nicht veröffentlicht werden soll.
- Keine allgemeine Presseschelte üben. Wenn, dann Kritik am konkreten Beispiel. Der Reporter kann nichts für die Fehler seiner Kollegen. Und wenn die Schelte lautet, es werde zu wenig über den Verein gebracht: Dieser Reporter ist schließlich gekommen.
- Es ist allgemein nicht üblich, den Artikel vor dem Druck gegenlesen zu lassen.
- In der Regel weiß der Reporter nicht, wann der Artikel gedruckt wird.
- Überschriften können vorgeschlagen werden, sie werden aber fast immer von der Redaktion formuliert, oft nicht einmal von dem Textautor.